



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reise- und Kriegsbilder aus Spanien und Marokko. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Reise- und Kriegsbilder aus Spanien und Marokko.

Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko, von  
A. v. Goeben, k. pr. Generalmajor. Hahn, Hannover.

2.

Ob wir weiter fortfahren in unserm Reisebericht, müssen wir noch einen Blick werfen auf die Zustände des Landes, das der Kriegsschauplatz war, und auf die beiden Heere, die mit einander kämpften. Das Reich Marokko, obgleich nur durch eine schmale Meerenge von Europa getrennt, ist uns weniger bekannt, als das im fernen Ostasien liegende China. Für den Europäer liegt der Grund dieser Erscheinung in dem strengen Abperrungssystem, welches die Regierung gegen das Ausland befolgt. Gelingt es ihm selbst, diese Schranken zu überwinden, so findet er neue Hindernisse in der großen Mangelhaftigkeit der selbst die verschiedenen Hauptstädte verbindenden Straßen und in der allgemeinen Unsicherheit, welche das Reisen im Innern ebenso beschwerlich wie gefährlich und eben dadurch selten macht. Unter letzterem Uebelstand leidet auch der Eingeborene, und so kommt es denn, daß die Europäer, die selten über die Küstenstädte hinaus kamen, sich außer Stande sahen, ihre nur in einem geringen Umkreise gemachten Erfahrungen durch zuverlässige Berichte von Eingeborenen zu ergänzen. Schon über Ausdehnung und Bevölkerungszahl des Reiches herrscht die größte Ungewißheit, indem man die erstere auf 7—12.000 Quadratmeilen, letztere auf 6—16 Millionen angiebt. Den Kern und die größte Masse der Bevölkerung bilden die Berbern, schon zu Beginn der historischen Zeit hier wohnhaft. Ihre starkknockige und hohe Gestalt, ihr häufig braunes und selbst rothes Haar unterscheidet sie von den Arabern, mit denen sie Sprache und Religion gemein haben. Sie haben aber nicht überall reines Blut bewahrt, sondern sich vielfach mit Negern vermischt. Sie haben die ganze nordwestliche Hälfte des Reiches, zwischen dem Küstengebirge des mittelländischen Meeres und dem Atlas bis zu dessen Abhängen, inne, wohnen meistens in Duars und treiben Ackerbau und Viehzucht. In ihrem Gebiet befinden sich auch die ansehnlicheren Städte des Reiches, wie Marokko und die beiden Sommerresidenzen des Kaisers, Fez und Mekinez.

Einen ganz anderen Charakter als diese drei Städte haben die Küstenstädte, deren Einwohnerschaft vielfach von europäischen Elementen durchsetzt ist; ursprünglich von europäischen Ansiedlern zu Zwecken des Handels gegründet, geriethen sie bei der Eroberung des Landes in die Hand der Araber, und dabei verloren ihre Bewohner Religion und Nationalität. Als dann die

Mauren aus Spanien vertrieben wurden, wo sie längst die rauhen und abgehärteten Sitten ihrer Ahnen vergessen hatten, ließen sich viele ebenfalls in diesen Städten nieder, und zu ihnen kamen, als drittes Element, die Juden, die derselbe blinde Glaubenseifer über die Meerenge von Gibraltar jagte. So entstand eine Bevölkerung, die im schroffen Gegensatz zu den Berbern des Innern steht, selbst wo diese gemischten Blutes sind, und von ihnen als feige und verweichlicht verachtet wird.

Neben den Berbern im südwestlichen Winkel des Landes wohnen sehr dunkelfarbige Stämme, wohl mit Negerblut gemischt als ausnehmend kriegerisch, kräftig und zuverlässig gerühmt, während in den weiten Wüstenflächen südlich vom Atlas Zeltbewohner und Hirten nomadisirend herumstreifen. Alle diese Völkerschaften, ansässige wie nomadisirende, aber die in den Küstenstädten wohnhaften stets ausgenommen, leben jetzt noch, wie vor Jahrtausenden, in einer Art Clanverfassung und werden von erblichen Scheichs oder von den Versammlungen der Ältesten oder Angesehensten regiert. Diese Stämme heißen Kabylas, woher die Europäer diesen Völkerschaften den Namen Kabylen gegeben haben, den sie selbst nicht führen.

Dieses Völkergemisch beherrscht der Kaiser oder Sultan von Marokko mit unumschränkter Gewalt, jedoch nur dem Namen nach; denn thatsächlich reicht seine Herrschaft nicht weiter als seine Macht, und diese kann er bei weitem nicht überall und immer zur Geltung bringen. Selbst die Zahlung von Tribut, das einzige Zeichen von Unterwürfigkeit, welches viele der Stämme, namentlich die entlegneren, zu geben geneigt sind, erfolgt oft widerwillig, und häufig veranlaßt das Eintreiben Aufstände. Wäre der Kaiser nicht zugleich als Nachkomme des Propheten Oberhaupt der Kirche, so wäre er längst gestürzt; aber dieses religiöse Band knüpft seine Unterthanen fester an ihn, als die materielle Macht.

Es kann dies kaum anders sein in einem Staate, wo jeder männliche Bewohner bewaffnet und kriegsgeübt ist, aber dem Oberhaupt seines Stammes viel eher Gehorsam schuldig zu sein glaubt, als dem Kaiser. Dazu kommt noch, daß dieser nicht einmal über eine von Stammeseinwirkungen unabhängige Reichs- und Hausmacht verfügt, mit der er den Widerstand wenigstens jedes einzelnen und auch des mächtigsten Stammes niederschlagen könnte. Ein Anfang dazu ist zwar gemacht, aber diese Hausstruppen sind theils zu schwach an Zahl, theils zu sehr von andern Thätigkeiten in Anspruch genommen, als daß sie mit ausreichender Kraft gegen widerspenstige Stämme verwendet werden könnten. Diese Hausstruppen bestehen aus der sogenannten schwarzen und weißen Garde und einer Art Landmiliz, von den Einheimischen der Magsen genannt. Die schwarze Garde, so geheißen, weil sie früher ausschließlich aus Negern bestand, was aber jetzt nicht mehr der Fall ist, führt bei den Marokkanern

den Namen „Abid-al-Bohari“ und bildet die eigentliche Leibwache des Kaisers. Sie ist beritten und zeichnet sich vor allen übrigen marokkanischen Bewaffneten durch eine Art Uniform aus, indem die Mannschaften sämmtlich eine Art Burnus über eine rothe Weste, weißen Turban um ein hohes rothes Fez, blaue Beinkleider und gelbe Marokkinstiefel tragen. Bei den Offizieren ist der Burnus blau, und die Verschiedenheit des Ranges wird bei ihnen durch größere oder kleinere Fähnchen bezeichnet, die ihnen ein Reiter nachträgt.

Die Ausrüstung ist die in Marokko übliche, mit Espingarda, Gumia, kurzem Dolch und Pistol. Die Stärke dieser Truppe wird zwar zu 12,000 angegeben, übersteigt aber nach glaubwürdigen Nachrichten nicht 5000. Der Sold ist ansehnlich, und bekommt außer diesem und Pferd und Bewaffnung jeder Bohari noch ein kleines Grundstück auf Lebenszeit zum Unterhalt für seine Familie.

Im Gegensatz zu dieser schwarzen Reiterchaar besteht die weiße Garde oder wie die Marokkaner sie nennen, die Haskar, aus Fußvolk. Sie sind auf Lebenszeit angeworben und scheinen nicht über 2000 Mann stark zu sein. Die dritte Truppe, die Magsen, ist ebenfalls mit Grundstücken ausgestattet und von Abgaben befreit, wogegen alle männlichen Mitglieder der betreffenden Familien zum kaiserlichen Dienst verpflichtet sind. Dieser ist aber weniger kriegerischer als polizeilicher und fiscalischer Art, indem die Magsenis, etwa wie die Kawaffen in der Türkei vornehmlich als Polizeisoldaten, Abgaben- und Zolleinnehmer, Escorten für Karawanen, Schutzwachen für Consuln und andere Europäer verwendet werden. Obgleich sie bewaffnet sind, kommen sie militärisch wenig in Betracht, und als Widerstandsmittel gegen europäische Heere genügen die beiden andern Truppengattungen ebenfalls nicht, weder ihrer Zahl, noch ihrer Organisation und Bewaffnung nach. Das Aufgebot der Stämme, die einzige Wehrkraft, die dem Kaiser sonst noch zur Verfügung steht, ist nur mit dem Massenaufgebot aus den schlechtesten Epochen der Feudalzeit zu vergleichen. Der Kaiser besitzt keine Macht, die Stämme zu zwingen, in den Krieg zu ziehen. Sie folgen dem Aufgebot, wenn sie Lust am Kriege finden und gehen nach Hause, wenn sie die mitgebrachten Borräthe aufgezehrt oder Beute genug gemacht haben. Gegen die Spanier führte sie der Fanatismus ins Feld, und daher fanden diese in den Kriegern der Stämme die hartnäckigsten und gefährlichsten Gegner. Aber ob der Krieg aufhören sollte oder fort dauerte, kam manchmal mehr auf sie, als auf den Kaiser an.

Um auch noch ein paar Worte von der spanischen Armee zu sagen, so kann Goeben hinsichtlich der Infanterie deren Fertigkeit und Ausdauer im Marschiren, sowie deren Behendigkeit und Kaltblütigkeit im Gefecht, deren Mäßigkeit und Fähigkeit, Strapazen aller Art zu ertragen, nicht genug rühmen. Ihre Schießfertigkeit findet er hingegen ziemlich schlecht, und von der Leistungs-

fähigkeit der in übermäßig großer Zahl vorhandenen Offiziere scheint er, unbeschadet ihrer persönlichen Tapferkeit, nicht besonders viel zu halten. Daß an der oberen Leitung mehr auszusagen war, deutet er mehr an, als daß er es ausspräche. Seltsam erschien es ihm, daß, während in der Friedensgarnison in Spanien jeder selbst auf die Wache ziehende Trupp mit Spitze und Seitenpatrouille marschirte, als ob er in eine vom Feinde besetzte Stadt rückte, im Felde, selbst unmittelbar vor dem Feinde, der Sicherheitsdienst bis zum Leichtsinne vernachlässigt wurde.

Die Uniformirung der spanischen Infanteristen findet Herr v. Goeben sehr praktisch. Sie besteht aus einem Poncho genannten Mantelrock, der um die Taille mit einer Schnur zuzuziehen und mit einem die Schulter bedeckenden Mantelkragen versehen ist. Er ist braun, mit rothem Stehkragen, und wird unter ihm eine gelbe Arbeitsjacke getragen. Die Beinkleider sind hellblau, bei den Jägern aber seltsamerweise roth und weit, und schwarze enge Gamaschen bekleiden das Bein vom Knie ab. Die Fußbekleidung besteht aus ungewicksten Schuhen oder aus Sandalen, aus Hanf geflochten und mit bunten Bändern festgebunden, den sogenannten Alpargatas, die bei trockenem Wetter ausnehmend praktisch sind. Eine wollene Decke, die Manta genannt, und ein niedriges Käppi von Filz, nach dem Erfinder General Ros de Plano der Ros genannt, nicht schön, aber leicht und bequem, vervollständigen den Anzug des spanischen Infanteristen. Außerdem besitzt er noch einen dunkelblauen Ueberrock mit rothem Kragen und rothen umgeschlagenen Rabatten, der aber nicht mit ins Feld genommen wird, sondern hauptsächlich als Paradeanzug dient. Die Bewaffnung bestand während des marokkanischen Feldzuges nur bei den Jägern aus gezogenen Miniébüchsen; die Linie hatte noch glatte Gewehre.

Die Reiterei besteht aus Kürassieren, Ulanen, Jägern und Husaren, doch hält es schwer, diese Benennungen mit der Uniformirung auszusöhnen. Die Kürassiere tragen keinen Kürass, sondern einen blauen Rock, dazu einen Helm von altrömischer Form. Die Jäger sind nicht grün uniformirt, sondern prangen in einer himmelblauen Husarenjacke und hellrothen Beinkleidern, die Ulanen haben statt der polnischen Czapka einen funkelnden Helm auf dem Kopfe. Die Pferde sind ein guter Schlag und gut gehalten, lauter Hengste. Die Artillerie, die schon viele gezogene Batterien besitzt, ist nur mit Maulthieren bespannt.

Die Veranlassung, welche die beiden eben beschriebenen Heere in kriegerische Conflictte brachte, waren die Reibungen, welche zwischen der spanischen Besatzung von Ceuta und den das nahe Gebirge bewohnenden Kabylen fortwährend stattfanden. Lange Zeit waren derartige Differenzen an Ort und Stelle geschlichtet worden, d. h. man hatte sich so lange herumgeschossen, bis

ein Theil des Kampfes müde war, und dann die Sache auf sich beruhen lassen. Als aber unter O'Donnells kräftiger Regierung die Zustände Spaniens sich allmählig consolidirt hatten, fühlte Regierung und Volk das Bedürfniß, die neugewonnene Kraft zur Geltung zu bringen, und ein neuer Zusammenstoß der Besatzung von Ceuta gab Gelegenheit dazu. Spanien verlangte von den Marokkanern Genugthuung und eine Gebietsabtretung zur besseren Sicherung ihrer Postenlinie. Beides wurde verweigert, und nun erfolgte die Kriegserklärung. Ein spanisches Heer von 40 Bataillonen, 11 Schwadronen und 56 Geschützen landete nicht bei Tetuan, was als das Natürlichste erschien, sondern bei Ceuta, von wo es erst durch einen langwierigen und äußerst mühseligen Marsch durch ein ödes und unwegsames Gebirge Tetuan erreichen konnte. Ehe es dorthin gelangte, erlitt es mehr noch durch Strapazen und Krankheiten, als im Gefecht, so zahlreiche Verluste, daß es, als es am Mad-el-Ghelu ankam, nur noch 35,000 Streiter zählte, denen am 31. Januar zum ersten Male die Hauptmacht der Marokkaner, vielleicht 30,000 Mann stark, entgegentrat. Bessere Organisation und Ueberlegenheit an Artillerie verschaffte den Spaniern den Sieg, den sie aber nicht zum sofortigen Weitervordringen gegen Tetuan benutzten, wie sie wohl hätten thun können. Sie nahmen diese Stadt vielmehr erst nach einem zweiten Gefecht am 4. Februar ein. Unmittelbar nach diesem Ereigniß schlossen sich die preussischen Offiziere der spanischen Armee an und waren Zeugen der Friedensverhandlungen bis zu ihrem Abbruch, wie bereits erzählt worden. Ueber den ferneren Verlauf des Krieges berichten wir nun weiter:

Mit dem Abbruch der Friedensverhandlungen veränderte sich wie mit einem Schlage das Verhältniß der Eingebornen zu den Spaniern. Hatte früher ein reger Verkehr zwischen beiden Theilen stattgefunden, und hatten die Spanier sich selbst einzeln bis in das nahegelegene Gebirge wagen können, so hörte jetzt plötzlich die Zufuhr von Lebensmitteln auf, und sogar die nächste Umgebung des Lagers wurde unsicher. Tetuan nahm ebenfalls eine andere Physiognomie an. Man sah kaum einen Mauren mehr auf der Straße, und diese wenigen trugen eine freudige Zuversicht, bald von den Christen erlöst zu werden, zur Schau. Bald erfuhr man, daß unmittelbar nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen den maurischen Bewohnern der Stadt, sowie den benachbarten Stämmen aller Verkehr mit den Eindringlingen, namentlich aber die Lieferung von Lebensmitteln bei Todesstrafe verboten worden war. Dagegen war ihnen befohlen, die Spanier in ihr Lager eingeschlossen zu halten und sie als Feinde zu behandeln. Die Folgen dieser Anordnung zeigten sich sofort. Schon am nächsten Tage wurde ein Soldat wenige hundert Schritt vom Lager ermordet gefunden, und kaum eine Nacht verging, ohne ein Opfer zu fordern. Eines Abends lag Goeben noch wachend im Zelt, auf das ferne Geheul der Hunde und Schafals horchend, welche sich die Reste der gefallenen Pferde und Maul-

thiere streitig machten. Da ertönte ganz nahe ein einzelner, furchtbar durchdringender Schrei, der das Blut erstarren machte. Es konnte nur ein Todesschrei sein. Und in der That fand man am nächsten Morgen nicht weit von der Postenlinie die Leiche eines Jägers mit abgeschnittenem Kopfe. Der arme Bursche, der in die Heimath entlassen worden war, hatte die Zeit nicht erwarten können, auf das absegelnde Schiff zu kommen, und war noch des Abends nach dem Hafen gelaufen. So hatte ihn unterwegs der Tod ereilt.

Die Mordanfälle steigerten sich allmählig zu Scharmügel. Anfangs schlichen sich einzelne kecke Räuber über den Fluß und nisteten sich in den Gärten, an dessen Ufer ein, von wo aus sie die außerhalb des Lagers sich blicken lassenden Spanier mit Kugeln begrüßten. Später folgten ganze Trupps diesem Beispiel und schossen namentlich des Nachts in hohen Bogen nach den lichten Stellen im Lager, so daß manchmal in den Zelten des Hauptquartiers den Offizieren beim Kartenspiel die Kugeln um den Kopf flogen. Natürlich erhielten diese belästigenden Neckereien die Spanier beständig in Alarm und machten den Sicherheitsdienst äußerst beschwerlich. Repressalien, die man durch das Niederbrennen einiger benachbarten Duars und das Niederschießen einiger Mauren, die man bewaffnet gefangen nahm, ergriff, halfen wenig. Es kam sogar noch vor dem Aufbruch der Armee nach Tanager noch zu einem ernsthaften Gefecht, dem ersten, an dem die preussischen Offiziere Theil nahmen.

Der Morgen des 11. März wurde, wie gewöhnlich, durch einzelne Schüsse auf die Posten eingeleitet, die aber bald zu einem lebhaften Tirailleurfeuer wurden. Das ganze Lager trat unter die Waffen, und Bataillone und Batterien eilten dem Flusse zu, so daß nicht länger zu zweifeln war, daß es sich diesmal nicht bloß um eine Neckerei, sondern um einen ernsten Strauß handele. Die Preußen warfen sich auf ihre Pferde und ritten dem Flintenknall nach, unterwegs schon einzelnen Verwundeten begegnend. Bald entdeckten sie den Oberbefehlshaber O'Donnell, der, abgestiegen und von seinem Stabe umgeben, das Gefecht von einer Höhe am diesseitigen Flußufer leitete. Der Standpunkt war ein trefflicher, und man konnte sich kaum einen malerischeren Anblick denken. Gegenüber zog sich in gleicher Höhe und gleicher Richtung wie das diesseitige Ufer ein Bergrücken hin, ziemlich dicht mit ein bis zwei Fuß hohem Gestrüpp bedeckt und nach vorwärts sich abdachend. Hier hatten sich Gruppen von weißen Gestalten eingenistet, die ein lebhaftes Feuer auf die spanischen Tirailleurs unterhielten, während weiter links, wo die Niederung am Fluß sich verbreiterte, zahlreiche Reiter in weißen flatternden Gewändern sich herumtummelten. Sie waren in fortwährender Bewegung, bald mit lautem Geschrei vorwärtsprengend, um ihre Flinten abzufeuern, bald im Bogen zurück gallopirend, um wieder zu laden. Einzelne Führer in rothem Burnus ritten befehlend und die Kämpfenden aufmunternd hin und her.

Auf spanischer Seite hatte sich auf einem etwas niedrigerem Rücken näher am Samsabach ein Jägerbataillon aufgestellt, das seine Tirailleure bis an den Fluß vorgeschoben hatte. Weiter rechts stand ein zweites Jägerbataillon, und in der Flußniederung, den maurischen Reitern gegenüber, eine schwache spanische Schwadron, kaum achtzig Pferde stark. Bald rückten jedoch drei weitere Bataillone und einige Batterien in die Schlachtlinie ein, während das zweite Corps unter Prim und die Cavalleriedivision noch unterwegs waren.

Vor der Hand aber blieben die Mauren immer noch im Angriff und suchten beide Flügel zu umfassen. Ein starker Trupp Infanterie kam sogar über den Fluß herüber, während die Reiterschaaer unten in der Niederung mit lautem Allahgeschrei vorsprengte, aber von der spanischen Reiterei sofort zurückgeworfen wurde. Leider ließ sich diese von ihrem Ungestüm zu weit fortreißen und mußte schließlich unter dem Feuer der nachdringenden Feinde über den Fluß umkehren, wobei ihr Commandeur, von einer feindlichen Kugel verwundet, vom Pferde sank und in den Wellen verschwand. Andererseits hatte aber auch der über den Fluß gedrungene Trupp Mauren wieder auf das ander Ufer zurückgehen müssen, und die Samsa schied wieder die beiden feindlichen Linien.

Jetzt fuhren auf spanischer Seite zwei reitende Batterien auf, die, nebst einer weiter zurückstehenden Gebirgsbatterie auf den jenseitigen Bergrücken ein heftiges Feuer eröffneten, das dem Auge ein sehr effectvolles Schauspiel darbot, da man jede einzelne Granate springen sah, aber im Verhältniß zu dem großen Lärm, wenig Schaden anrichtete, weil man nur einzelne Schützen und keine geschlossenen Trupps als Zielpunkt hatte. Doch hatte die spanische Artillerie wenigstens einen guten Treffer; denn plötzlich sah man in der Niederung von allen Seiten marokkanische Reiter nach einem Punkte hinjagen und dann von dort einen Schwerverwundeten fortschaffen. Wie sich später herausstellte, war es der feindliche Oberbefehlshaber Raid-Gr-Fal, der, von einem Granatstück getroffen, noch an demselben Tage starb.

Während der Kanonade hatte sich der maurische linke Flügel immer mehr ausgedehnt, um die Spanier auf dieser Seite ganz zu umfassen. Diesen Fehler benutzte sofort D'Donnell, indem er das mittlerweile eingetroffene zweite Corps gegen Fronte und Flanke der unvorsichtig Vorgegangenen sendete, um sie von dem Hauptcorps abzuschneiden und gegen das Gebirge zu werfen.

Die Preußen schlossen sich der Brigade Paredes an und machten den Angriff mit, mit dem festen Vorsatz, sich bei dem Gros des Corps aufzuhalten, und namentlich nicht zu der Schützenlinie vorzureiten, wo schon einer von ihnen, Lieutenant Jena, der Bruder des vor Kurzem bei Düppel gebliebenen Major Jena, eine Wunde davon getragen hatte. Aber der Wille war besser als die Ausführung. Die Kampflust riß sie fort, und bald waren sie nicht bloß bei der

Schützenlinie, sondern vor derselben und zeigten ihr den Weg den gegenüberliegenden Berg hinauf.

„Prächtige Kerle diese spanischen Soldaten!“ ruft General Goeben aus. „In vollem Lauf — das Gepäck war im Lager zurückgeblieben — stürmte die ganze Guerillalinie hinter den fliehenden und im Fliehen immer wieder ladenden und feuernden Marokkanern her über Steingeröll und Felsblöcke weg und durch das dichte Ginstergestrüpp hindurch, alle Hornisten das elektrisirende Attake! blasend und Alles unaufhörlich adelante! (vorwärts!) rufend, bis oben auf die Höhe hinauf, von der die Feinde links hin nach dem, in einer Einsenkung aus dem Kranz seiner grünen Gärten schneeweiß hervorleuchtenden Samssa hinabeilten.“

Die Bewegung gelang nicht vollständig und der größte Theil der gegenüberstehenden Mauren entkam glücklich, da die geschlossenen Bataillone nicht rasch genug nachkamen. Es wäre um so leichter gewesen die Mehrzahl gefangen zu nehmen, als die links Ausweichenden eine steile Felswand vor sich fanden die sie nur mühsam, und sich gegenseitig helfend, aber immer noch ladend und feuernd, hinauffletterten.

Es trat wieder eine Pause ein, bis gegen drei Uhr eine allgemeine Vorwärtsbewegung begann, die den Feind vollends von dem jenseitigen Höhenrücken verdrängte, und nun stand die ganze spanische Linie in einer, viele hundert Fuß tief eingeschnittenen Thalsenkung, vor sich abermals einen Höhenzug, der aber beträchtlich höher und steiler war. Er war ganz bedeckt mit Tausenden weißgekleideter Marokkaner, meistens Fußgänger, von denen sich ein Theil auf dem Abhang eingenistet hatte, und ein lebhaftes Feuer unterhielt, ohne viel zu treffen; die größere Anzahl aber langsam zum Kamm emporstieg, auf dessen Rand schon viele standen und saßen, die langen Flinten im Arm, und gegen den wolkenlosen Himmel in jedem Umriß sichtbar. Die Spanier hatten die Verfolgung und das Feuer eingestellt, und der Kampf schien zu Ende; denn schon brach der Abend an.

D'Donnell aber, der jetzt gerade im ruhigen Schritt angeritten kam, beschloß den Feind auch noch aus dieser Stellung zu vertreiben. Er hatte seinen guten Grund dazu. Die Spanier, die ohne Gepäck, Zelte und ohne Lebensmittel ausgerückt waren, konnten auf dem Schlachtfelde nicht bleiben und mußten in das Lager zurückkehren. Es war nun zu befürchten, daß die Marokkaner, sofort dieser Bewegung folgend, sich wieder in der Umgebung des Lagers einnisten und sich schließlich den Sieg zuschreiben würden. „So gingen wir wieder vorwärts,“ erzählt Goeben, „und ein malerisch schönes Bild war es, wie die Felszacken und Kämme im Halbkreis vor uns in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne glühten und auf ihnen die weißen Gestalten der Marokkaner sich bewegten, jeder Einzelne scharf hervortretend. Ihr wildes Geschrei, wohl

Unterstützung herbeirufend, schallte zu uns herunter. Wir ritten mit dem vor-  
 dersten Bataillon, und noch über eine halbe Stunde bei stets zunehmender  
 Dunkelheit, aus der die Schüsse der Feinde hervorblickten, ging es immer auf-  
 wärts in einem furchtbaren Felsterrain, wie es unter anderen Verhältnissen  
 für ganz ungangbar gehalten werden würde. Leute und Pferde kletterten mehr-  
 fach mühsamst an den Felshängen hin, wie eben jeder sich seinen Weg bahnen  
 konnte; aber die Bataillone, an deren Spitze sich O'Donnell selbst setzte und  
 deren Commandeure die Fahnen hoch zu Pferde trugen, formirten sich immer  
 wieder in Colonnen, Schützen dicht vor und neben sich, und drängten rastlos  
 weiter, nur langsam natürlich vorwärtskommend in der Dämmerung, aber doch  
 bei Trommelschlag und Hörnerklang immer vorwärts, während von rechts und  
 von links die Kugeln pffiffen und einschlugen. Endlich war der letzte schmale  
 Kamm erstiegen, und die Marokkaner flohen den jenseitigen Hang hinunter,  
 von Kugeln verfolgt, während von den beiden Bataillonen jubelndes Viva la  
 Reina! erschallte.“ Der Verlust der Spanier betrug 28 Offiziere und 320 Mann  
 an Todten und Verwundeten. Der der Marokkaner kann nicht angegeben  
 werden, da sie nur wenig Todte liegen ließen und die meisten derselben, so  
 wie alle Verwundeten mit sich nahmen. Goeben hält ihn jedoch für nicht sehr  
 bedeutend, da die Spanier sehr schlecht schießen und die Artillerie gegen die auf-  
 gelösten Schützenlinien, in denen die Marokkaner fast ausschließlich kämpfen,  
 keine sehr zerstörende Wirkung ausüben konnte. Im Uebrigen erkennt Goeben  
 an, daß die Spanier sehr frisch und fröhlich drauf gegangen wären, giebt aber  
 den Marokkanern den Preis im gutgezielten und rechtzeitigen Schießen und  
 in gewandter Benugung des Terrains.

Auch ihre Reiterei ist eigentlich nichts als berittene Infanterie, deren  
 Hauptwaffe die lange Espingarda ist, und deren Pferde dem Mann hauptsäch-  
 lich dazu dienen, nach abgegebenem Schuß sich möglichst rasch dem feindlichen  
 Feuer zu entziehen, um unterdessen wieder zu laden. Die Reiterei kennt eben-  
 sowenig den geschlossenen, wie die Infanterie den Bajonnettangriff, und ihre  
 Taktik besteht in einem fortwährenden Tirailiren. Da sie auch keine Feldartillerie  
 besitzen, sind sie einem europäischen Heere gegenüber auf ein solche Fechtweise  
 hingewiesen, die ihnen erlaubt großen Entscheidungen auszuweichen und den  
 Gegner fortwährend zu beunruhigen und im Athem zu erhalten, ihm zu ver-  
 wehren, sich in kleinen Abtheilungen über das Land zu verbreiten und Lebens-  
 mittel zu sammeln. Zulezt begünstigt sie noch ihr dem Europäer ungesundes  
 Klima, das mehr als ihre Widerstandskraft geeignet ist, den Feind aus dem  
 Lande zu vertreiben.

Am Tage nach dem Gefecht kamen wieder Abgesandte von Muley-Abbas  
 mit Friedensanerbietungen. Sie baten zugleich um Entschuldigung wegen des  
 gestrigen Angriffs, der von unbotmäßigen Stämmen aus dem Innern, die eben

bei der Armee eingetroffen, gegen den Willen des Oberbefehlshabers stattgefunden haben sollte. So groß sollte der Fanatismus der neuen Ankömmlinge sein, daß sie dem ausdrücklichen Befehl, nicht anzugreifen, den Gehorsam verweigerten. Bei den Friedensanerbietungen handelte es sich wieder um Tetuan, dessen Abtretung die Gesandten für unmöglich erklärten. Ein ferneres Bestehen darauf, meinten sie, würde den Haß des Volkes gegen die Ungläubigen aufs äußerste steigern und den Krieg in einen Glaubenskampf verwandeln. O'Donnell, der wohl einsah, daß für Spanien nichts mehr zu erreichen sei, versprach, noch einmal in Madrid anzufragen, und gab eine neue Frist bis zum 17. März.

Obgleich die spanische Regierung in ihrer Antwort auf die Abtretung Tetuans verzichtete und sich begnügen wollte, es bis zur Bezahlung der Kriegskosten pfandweise besetzt zu halten, kam es doch nicht zum Friedensabschluß, und die spanische Armee setzte sich mit dem frühesten Morgen des 22. März in Marsch. Es waren 52 Bataillone, 11 Schwadronen und 9 Batterien, zusammen 32 bis 33,000 Mann, in 4 Armeecorps getheilt, von denen 3, Prim, Schague und Ros de Plano und die Hälfte des Reservecorps unmittelbar gegen den Feind rückten, während der Rest des letzteren die Verbindung mit Tetuan unterhielt.

Der Weg, den die Spanier zu marschiren hatten, war ein bloßer Saumpfad, der durch sehr verschiedenartiges Gelände führte. Zuerst am Ufer des Uad-al-Chelu, dann an dem des Busfecha und dann über niedrige Höhen hin in das Thal der Uad-Nas, von wo man dann bergauf zu dem wichtigen Paß des Fondak gelangt, dem Knotenpunkt der Karavanenstraßen von Tetuan, Tanger und Fez. Flache Wiesenniederungen wechseln mit felsigen Schluchten und zerklüfteten Berghängen. Bis zum Busfecha hoffte man ohne Belästigung vom Feinde zu kommen, aber schon nach der ersten halben Marschstunde hörte man ringsum Signalschüsse, und an dem Chelu angekommen sah man ganze Haufen von Maroffanern auf dem andern Ufer, theils thalaufrwärts ziehend, theils von den Höhen und aus den Seitenthälern herabkommend. Es waren die Bewohner des benachbarten Gebirges, die dem Heere des Kalifen zueilten.

Noch waren die letzten Bataillone des ersten Armeecorps nicht aus einer engen Schlucht heraus, als von rechts her einige Schüsse fielen und auf der vorliegenden Höhe sich gleichzeitig zerstreute Schützen zeigten, denen bald ganze Trupps folgten, während zugleich von dem andern Ufer herüber ein lebhaftes Feuer begann, das sehr belästigend wurde. Dorthin wurde ein Bataillon vom Regiment Granada und eine Schwadron reitender Jäger entsendet, während die Infanterie des ersten Corps in dem sehr unebenen Terrain nicht ohne Schwierigkeit gegen die Hauptmasse des Feindes Front machte und vorging. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich. Das langsam ansteigende Gelände, überall mit Felsblöcken bedeckt und mit dichtem niedrigem Gestrüpp bewachsen,

war für die Fechtweise der Marokkaner ausnehmend günstig. Sie vertheidigten es mit großer Tapferkeit und gingen selbst wiederholt, die Gumia (eine Art Yatagan) in der Faust, stürmisch zum Angriff über, wobei sie fortwährend Allah, Allah! schrieten, oder das spanische Schimpfwort: Perros! Perros! (Hunde!) mit fremdartigem Accent herüberriefen. Ein spanisches Bataillon, in dessen Reihen sich die Marokkaner wie verzweifelt stürzten und mit blanker Waffe alles niederstießen, bis sie selbst niedergestoßen wurden, gerieth sogar vorübergehend in Unordnung, wurde aber von den herbeieilenden Offizieren des Hauptquartiers rasch wieder gesammelt. Ein von zwei frischen Bataillonen unterstützter Bajonnetangriff jagte nun die Feinde den Abhang hinunter und über die jenseitige Schlucht, den dahinter liegenden Rücken hinauf, wo sie von neuen Schaaren aufgenommen wurden.

Da dem mittlerweile über den Fluß gegangenen Detachement hatte Verstärkung gesandt werden müssen, fand man es rathsam, das Vorrücken bis zum Eintreffen des dritten Corps einzustellen, das dann die zweite Linie bildete, während General Prim links in der Niederung vorging und das Centrum unter Schague gegen die Höhen vordrang. Sie machten aber nicht eher erhebliche Fortschritte, als bis es gelang, die zweite Gebirgsbatterie aus der Marschcolonne herauszuziehen und gegen die Flußniederung aufzufahren. Die plagenden Granaten scheuchten die hinter die Felsblöcke versteckten Marokkaner bald aus dem vor Flintenschüssen sicheren Versteck, und haufenweise sah man sie in ihren weißen, flatternden Gewändern das Weite suchen. Eine noch drastischere Wirkung brachte die Raketenbatterie hervor. So wie die ersten Geschosse sausend und Feuer sprühend über die Marokkaner hin und zwischen ihnen hindurch flogen, schien erst eine Minute lang alle die Tausende, die sich auf der weiten Ebene tummelten, stummes Entsetzen gefesselt zu halten, dann flohen sie in wildester Hast und verschwanden in dem Gestrüpp der das Thal einfassenden Höhen.

Wären jetzt die Spanier rasch nachgerückt, so wäre das Gefecht beendigt gewesen. So aber amüsirten sie sich damit, mit Raketen in das Blaue hineinzuschießen, und da sie damit keinen Schaden anrichteten, so erholten sich die Marokkaner von ihrem ersten Schrecken und kamen wieder vor. Allerdings wagten sie keinen Angriff, aber sie zogen sich in geordneten Haufen zurück und besetzten die jenseitige Höhe, welche die Spanier ersteigen mußten, um nach dem Uad-Nas zu gelangen.

Weniger heftig war das Gefecht im Centrum gewesen, das, ohne auf nachdrücklichen Widerstand zu stoßen, bis an den Bussecha vorgedrungen war. Anders ging es dem General Rios, dessen Aufgabe war, sich der Berge von Gualdras zu bemächtigen. Das schwierige Terrain erlaubte ihm nur sehr langsam vorzurücken und hatte ihm nicht gestattet Artillerie mitzunehmen. Doch stieß er auf keinen Feind, bis er sich dem Duar Saddinga näherte, wo er sich

plötzlich von starken Haufen angegriffen sah, die durch die Abwesenheit der Geschütze ermutigt, die Spanier auf beiden Flügeln zu umfassen suchten. Daraus entspann sich ein sehr hartnäckiger Kampf, während dem Saddinga in Flammen aufging. Die Marokkaner schlugen sich wie Verzweifelte, und es kam vor, daß Einzelne von ihnen sich den stürmenden Spaniern aus dem brennenden Dorfe entgegenstürzten, einen Mann umfaßten und rückwärts in die Flammen schleuderten. Es bedurfte wiederholter Bajonnetangriffe, um den Duar und die ihn beherrschenden Höhen vom Feinde zu säubern.

Es trat nun abermals eine Pause ein, theils durch die glühende Hitze der Mittagstunde veranlaßt, die es wünschenswerth machte, die Truppen, die in vollständiger Marschausrüstung seit vier Uhr früh in Bewegung gewesen waren, ein wenig ausruhen zu lassen. Erst um zwei Uhr begann wieder das Gefecht, und zwar auf dem linken Flügel, wo Prim, der bereits jenseits des Bussecha stand, die vor ihm liegenden Höhen von Benider angriff. Die Arbeit wurde ihm nicht leicht gemacht, und namentlich entstand ein harter Kampf um den Duar Hamsal. Einmal hatten sich die Spanier schon darin festgesetzt, als die Marokkaner mit großer Uebermacht aus dem weit zurückgelegenen Duar Benider hervorbrachen, Hamsal wieder einnahmen und ihre Gegner die Höhe wieder hinabwarfen. Es kam dabei zum wüthenden Handgemenge, während dem die Marokkaner einzelne Spanier aus den Gliedern herausrissen und ihnen sofort den Kopf abschlugen. Der Angriff wurde erneuert, und man nahm den Duar, verlor ihn aber nochmals, und nur mit großen Verlusten gelang es den spanischen Kürassieren, den Abzug der Infanterie zu decken und die mit wildem Fanatismus nachdringenden Feinde aufzuhalten. Erst als Prim selbst frische Bataillone ins Gefecht brachte, vermochte er den unterdessen in Brand gerathenen Ort einzunehmen und sich darin zu behaupten. Aber selbst jetzt gelang es nicht, nur einen Schritt weiter vorzudringen.

Nun ließ O'Donnell das Centrum vorgehen, das unten in der Flußniederung keine Infanterie, sondern viele Tausend Mann Reiterei gegen sich hatte. Diese war in beständiger Bewegung, indem fortwährend Einzelne oder kleine Trupps gegen die spanischen Linien vorsprengten, ihre Gewehre abschossen und wieder zurückjagten. Der Oberbefehlshaber befahl Artillerie gegen sie aufzufahren, die auf sie mit Granaten feuerte. Er selbst ging mit den ersten Batterien vor.

Es entwickelte sich nun ein ausnehmend malerisches Schauspiel. Die feindlichen Reiter, unter denen man die Anführer an ihrer rothen und blauen Kleidung leicht erkannte, während die Masse in glänzend weiße Burnus gehüllt war, hatten bis dahin lebhaft scharmuzirt. Von dem Augenblicke aber, wo O'Donnell mit seinem Gefolge von etwa achtzig Offizieren, unter denen sich auch die Preußen befanden, in ruhigem Schritt vorwärts ritt, stellten sie ihr Feuer ganz ein und zogen sich ebenso langsam zurück, so daß zwischen den

beiden vordersten feindlichen Linien nur wenige hundert Schritt Entfernung blieben. Dieser Rückzug aber, so langsam er ging, war keineswegs ruhig, vielmehr blieb die Masse in fortwährender Bewegung, und wo eine Granate aufschlug, jagte immer eine Anzahl Reiter hin und tummelte sich in der Nähe herum, bis das Geschöß plakte, als wollten sie zeigen, daß nur die Ueberzeugung, daß aller Widerstand unnütz sei, keineswegs Mangel an Muth oder Todesverachtung sie zum Rückzug bewege. Plötzlich aber, wie auf ein gegebenes Zeichen, setzten sich die vielen tausend Reiter in Galopp, ritten im gestreckten Lauf die niedrigen mit Gebüsch bedeckten Höhen hinauf, hinter denen der Ad-Nas fließt und verschwanden mit Zurücklassung einiger wenigen Beobachtungsposten auf dem Kamme. Wie man später erfuhr, waren diese Reiter die Elite des marokkanischen Heeres, die vornehmsten Führer mit ihren persönlichen Reitergesolgen.

Durch dieses Vorrücken des Centrums, dem auch der rechte Flügel und die Reserve über den Fluß folgte, sahen sich die immer noch gegen Prim mit großer Tapferkeit kämpfenden Marokkaner in die Flanke genommen und zogen sich seitwärts in das Gebirge zurück, so daß nun das ganze spanische Heer ohne weitere Behinderung in das Thal des Ad-Nas rücken konnte, wo man um fünf Uhr Abends ein Lager bezog. Da man für den anderen Tag wieder ein hartnäckiges Gefecht an dem Paß des Fondak erwartete, so wunderte sich Goeben sehr, warum man den nächsten Tag Rasttag machte und nicht lieber gleich weiter vorrückte, um den Feind nicht zu Athem kommen zu lassen. Es hieß, die Entfernung nach dem neuen Kampfplatz sei zu weit, um sie in einem Marschtage zu erreichen. Das war aber gerade ein Grund mehr, keinen Tag verloren gehen zu lassen.

Der Verlust der Spanier bestand aus 108 Offizieren und 1200 Mann an Todten und Vermundeten. Wieviel der Feind eingebüßt hatte, konnte auch dies Mal nicht festgestellt werden. Die Spanier hatte der zähe Widerstand der Marokkaner in diesem letzten Gefecht mit großem Respect erfüllt, und mehr als je sehnten sie sich nach dem Frieden. Die Ankunft einer neuen Gesandtschaft erregte daher nur Freude, und als man erfuhr, daß diese die Ankunft des Kalifen Mulay-Abbas für den nächsten Tag ankündigte, betrachtete man den Krieg schon als beendet. Diese Hoffnung bewährte sich auch zum großen Mißvergnügen der preussischen Offiziere, die Kriegserfahrungen sammeln wollen und erst zwei Gefechte mitgemacht hatten. Einen Augenblick schienen sich ihre Aussichten zu bessern. O'Donnell hatte halb sieben Uhr als die Stunde festgesetzt, wo die Friedensboten im Lager sein mußten, da sonst die Armee sich von Neuem in Marsch setzen würde. Die Stunde schlug, aber noch war kein Mulay-Abbas da. Schon wurden die Zelte abgebrochen, als auf schweißtriefendem Pferde Aben-Abu ins Lager geritten kam, mit der Nachricht, daß Mulay-

Abbas zwischen acht und neun Uhr zur Conferenz kommen werde. Gegen neun Uhr sah man auch in der That die vorliegenden Höhen herab eine Reiter-schaar kommen, die sich dem Lager näherte. Es war Mulay-Abbas mit seinem Gefolge, dem alsbald O'Donnell mit seinem Stabe und der dem Hauptquartier als Bedeckung dienenden Schwadron entgegenritt. Am Ufer des Nad-Ras trafen sie zusammen und nach geschehener Begrüßung traten der Kalif und der spanische Oberfeldherr allein in das eigens für die Conferenz aufgeschlagene Zelt. Underthalb Stunden dauerte die Unterredung. Alsdann traten die beiden Heerführer wieder aus dem Zelte und verabschiedeten sich sehr herzlich von einander, worauf O'Donnell mit freudestrahlendem Gesicht die Glückwünsche zu dem abgeschlossenen Frieden entgegennahm. Der Kalif von Marokko trat einige kleine Gebietsstrecken bei Ceuta und Santa Cruz ab, versprach die Convention wegen der Präfidios an der marokkanischen Küste, deren Bruch Anlaß des Kriegs gewesen war, in Zukunft getreulich auszuführen, verpflichtete sich zum Abschluß eines Handelsvertrages, gestattete spanischen Missionären in Marokko Aufenthalt und ließ Tetuan in spanischem Pfandbesitz bis zur Zahlung einer Kriegsschädigung von 20 Millionen harten Piastern. Es war alles erlangt, was die Spanier ursprünglich hatten erlangen wollen, ohne daß man erst den mühsamen und gefährlichen Marsch nach Tanger antreten mußte, und es war kein Wunder, daß die Nachricht von dem Friedensabschluß, die sich mit Windesschnelle durch das Lager verbreitete, dort allgemeinen und lauten Jubel hervorrief.

Die letzte Anwesenheit der marokkanischen Friedensabgesandten im spanischen Lager war noch durch eine interessante Episode bezeichnet. Einer der höheren Anführer im Gefolge des Kalifen hatte sich sehr angelegentlich nach dem General Rios erkundigt und mit offenbarem Erstaunen und Unwillen vernommen, daß derselbe das Gefecht mitgemacht, aber in demselben weder verwundet worden noch geblieben sei. Nähere Erkundigungen stellten dann fest, daß General Rios am 21. dem Abgesandten, als derselbe erklärt hatte, Mulay Abbas könne auf die von O'Donnell gestellten Bedingungen nicht eingehen, beim Abschied halb scherzend nachgerufen hatte: „Auf Wiedersehen in der nächsten Schlacht!“ Der Marokkaner hatte dies für eine Herausforderung in bester Form genommen und in diesem Sinne dem Wunsch des Wiedersehens gleichfalls lebhaft Ausdruck gegeben.

Während der Schlacht hatte er denn auch keine Gelegenheit versäumt, mit seinem vermeintlichen Herausforderer zusammenzutreffen. Aber vergeblich hatte er sich mit einigen ausgewählten Begleitern stets in den vordersten Reihen der marokkanischen Reiter herumgetummelt und war wiederholt bis unmittelbar vor die spanische Linie vorgejagt, immer in der Hoffnung, daß General Rios sich ihm stellen werde. Dieser blieb aus, und der Marokkaner schloß daraus, daß sein Gegner entweder abwesend oder bereits verwundet oder todt sein

müsse. Als er dann bei seiner letzten Anwesenheit das Gegentheil erfuhr, kostete es große Mühe, ihm auszureden, daß General Rios keine Herausforderung beabsichtigt habe, und ihn zu überzeugen, daß er das Ausbleiben desselben vom Stelldichlein nicht für eine Beleidigung nehmen dürfe.

Ebenso schnell, wie nach dem Abbruch der ersten Friedensverhandlungen die Stimmung der benachbarten Stämme in Feindseligkeiten umgeschlagen war, erfolgte jetzt der Umschlag nach der anderen Seite; ein Beweis, daß sie den Befehlen der Regierung doch bereitwilliger gehorchten, als diese nach dem Gefecht an der Samsa vorgegeben hatte. Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens trat die spanische Armee den Rückmarsch hinter die Demarcationslinie des Busfecha an, auch dies Mal, wie Goeben schon öfter zu seiner Verwunderung bemerkt hatte, ohne die im Felde üblichen Vorsichtsmaßregeln. Trotzdem wurde sie nicht im Mindesten belästigt, obgleich sie unterwegs auf ganze Schaaren von bewaffneten Fußgängern stieß, die sich bereits vom Heere getrennt hatten und ihre Heimath in den wilden Küstengebirgen wieder aufsuchten. Oft kreuzten sie die spanischen Marschcolonnen, ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen; manchmal blieben sie auch, auf ihre langen Flinten gestützt, am Wege stehen und riefen den vorüberziehenden Bataillonen einen freundlichen Gruß zu. Von dem allgemeinen Vertrauen angesteckt, ritten die preussischen Offiziere ganz allein den Truppen voraus und fanden zu ihrer Verwunderung die vom ersten und zweiten Corps vor Tetuan angelegten Verschanzungen von Kabylen besetzt. Ohne Scheu ritten sie unter denselben herum und betrachteten sich die fremdartigen Gestalten mit der seltsamen, die Sammellust des Waffenliebhabers reizenden Ausrüstung; wie denn auch die Kabylen die europäischen Waffen mit großem Interesse besahen und wohl auch betasteten. Gern hätten die Preußen einige schöne Waffenstücke erworben, die übrigens ziemlich selten waren, aber nur Wenige zeigten Lust zu einem Geschäft, und als man durch Zeichen über den Ankauf einer schön damascirten Flinte schon so gut wie einig geworden war, zerschlug sich der Handel wieder, da der Besitzer das ihm in Ermangelung von Silbergeld dargebotene Goldstück nicht annehmen wollte, obgleich es den verlangten Preis an Werth um einige Duros überstieg.

Die Mehrzahl der Bewaffneten, welche die preussischen Offiziere bei dieser Gelegenheit vor sich sahen, waren Berbern, mit den dieser Race eigenthümlichen, scharf geschnittenen Zügen und dunkelbrauner, oft sogar olivenbrauner Gesichtsfarbe, so wie schwarzem Haar und Bart. Doch sah man auch nicht Wenige mit braunem und selbst rothem Haar und Bart, wie eine unverbürgte Sage behauptet, Nachkommen der vor Alters eingewanderten Vandalen. Außer den Berbern bemerkte man aber auch noch in ziemlicher Anzahl Mulatten von allen Schattirungen und selbst kohlschwarze Neger. Alle aber waren von kräftigem Körperbau und weit größer, als es in der Regel die Spanier sind. Alle trugen

die gestreifte Dschilabia mit kurzen Beinleidern und um den Kopf ein farbiges Tuch, als Waffe aber die landesübliche Espingarda und ein Dolchmesser von vielfach wechselnder Form.

Die Preußen ritten nach dem Lager zurück, wo sie ihren letzten Abend zubringen wollten. Sie hatten einen kurzen, aber interessanten Feldzug mitgemacht; doppelt interessant, durch die Fremdartigkeit des Landes, das der Schauplatz des Krieges war, und die Fremdartigkeit des Heeres, gegen das sie mitgekämpft hatten. Auch in der spanischen Armee war ihre Stellung eine andere, als sie wahrscheinlich in jedem anderen europäischen Heere gewesen wäre. Von dem Oberbefehlshaber und den Generalen wurden sie zwar mit großer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt; mit den Offizieren entspann sich aber nicht das kameradschaftliche Verhältniß, das sich unter Offizieren verschiedener Armeen sonst leicht herstellt; denn der Spanier ist sehr zurückhaltend, selbst mißtrauisch gegen Fremde, und es dauert lange, ehe man mit ihm bekannt wird. Am weitesten kommt man noch mit ihm, je weniger man bei aller Höflichkeit im Umgang selbst die Annäherung sucht. Die preußischen, wie die anderen fremden Offiziere im Hauptquartiere — denn es waren noch Bayern, Franzosen, Russen und Schweden anwesend — blieben daher auf sich angewiesen und hatten nur vertrauten Umgang mit wenigen höheren spanischen Offizieren, unter denen Oberst Peralta vom Generalstabe sich ihnen besonders gefällig zeigte. Daß diese Fremden schon im ersten Gefecht über die bloße Zuschauerrolle hinausgingen und sich dem Angriff anschlossen, konnten die Spanier gar nicht begreifen, und als der Oberbefehlshaber das Verhalten der Fremden in seinem Bericht hervorhob, wollten einige höhere Offiziere darin eine Beleidigung für die Spanier sehen, welche die Sache schon allein machen würden. Noch Seltsameres mußten die Preußen nach der Schlacht vom 23. März hören, wo ein spanischer Stabsoffizier äußerte: er habe, als er die ganze Truppe der Preußen mit gezogenen Säbeln auf die Marokkaner einreiten gesehen, einen Augenblick geglaubt, daß sie zu diesen übergehen wollten! Der spanische Offizier, gegen den dieses geäußert wurde, der schon erwähnte Oberst Peralta, schnitt weitere Ergüsse durch die Bemerkung ab, daß Oberst Goeben spanisch verstehe.

Als die preußischen Offiziere ihre Vorbereitungen zur Reise beendet hatten und vom Lager Abschied nahmen, zeigten ihre bisherigen Kriegskameraden jedoch mehr Wärme gegen sie, als man nach diesen einzelnen Sonderbarkeiten hätte meinen sollen; und viele drückten ihnen herzlich die Hand, mit denen sie fast gar nicht in Berührung gekommen waren. O'Donnell aber und Garcia, sein Chef des Generalstabes, überhäufsten die sich Verabschiedenden mit freundlichen und ehrenden Worten, und letzterer sprach die Hoffnung aus, daß „die tapferen Spanier mit den tapferen Preußen“ fortan oft und auch in größeren Ver-

hältnissen vereint kämpfen würden, ein Wunsch, der wohl schwerlich in Erfüllung gehen wird.

Bereits am 3. April befanden sich die preußischen Offiziere wieder in Gibraltar, von wo sie ohne weiteren erheblichen Aufenthalt der Heimath zueilten.

### Kunfliteratur.

Dr. G. F. Waagen: Die Gemäldesammlung in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg zc. XIV. 448. (München, Friedr. Bruckmann, 1864.)

Der vielbewanderte Kunstschriftsteller gibt dem deutschen Publicum hier einen mit kritischen und geschichtlichen Excursen versehenen Katalog der petersburger Gallerie, die, ohne es bisher selbst zu wissen und ohne im weiteren Umkreise der Kunstfreunde zc. dafür bekannt zu sein, einen außerordentlichen Rang einnimmt. Auf Grund seiner Untersuchungen zum Behuf der Revision der Kataloge und der sehr nothwendigen neuen Anordnung, womit er betraut wurde, weist Waagen der petersburger Gallerie nach denen des Louvre, der dresdner, den vereinigten von Florenz und der von Madrid die nächste Stelle an, setzt sie nach Qualität und Quantität neben die von München, Wien und Berlin und über die Nationalgallerie von London. Ueber ihre Geschichte erfahren wir, daß Peter der Große als ihr Stifter zu betrachten ist, insofern er, durch seinen Aufenthalt in Holland angeregt, namentlich niederländische Bilder ankaufte. Das historische Sammeln und die so weit thunlich systematische Bereicherung der Gallerie hat aber ihren Ausgangs- und Höhepunkt unter Katharina der Zweiten. Den Grundbestand bildet für diese Periode die aus Paris erworbene Sammlung Crozat, in welcher die besten Schätze zahlreicher älterer Sammlungen — namentlich der Mazarin, de Montarsis, Vanolles, de Dreux, Bourdaloue, Girardon, Boschi (Bologna), Malvasia zc. — vereinigt gewesen waren. Dazu kamen Erwerbungen aus den Cabineten Tronchin (Genf), Boudoin (Paris), vor allen wichtig aber war neben der gotzkowskyschen Sammlung (Berlin) die des Grafen Brühl, deren kostbare vlämische und holländische Stücke eine ausgezeichnete Acquisition waren. Ebenso lieferte die Sammlung des Herzogs von Choiseul werthvollen Zuwachs, so daß sich die Gesamtzahl der in Petersburg erworbenen Gemälde im Jahre 1774 bereits auf 2080 Nummern belief. Das Jahr 1777 brachte bedeutenden Zuwachs aus den Sammlungen Randon de Boiffets und der des Prinzen Conti. Eine noch wichtigere Epoche der Eremitage datirt jedoch von dem Ankaufe des Cabinets Sir Robert Walpoles, welches seiner Zeit zu den ausgesuchtesten Privatsammlungen in Europa gerechnet ward und besonders durch seine trefflichen van Dycks excellirte. Zugleich wurden die zeitgenössischen Künstler von damals, vorwiegend Rafael Mengs,